

HIMMEL & ELBE

Hamburger Abendblatt

Eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg

21. Juni 2024



Editorial

*Liebe Leserinnen,
liebe Leser*



Sabine Tesche

Vielleicht waren Sie auch dabei bei einer der Großdemonstrationen gegen Rechtsextremismus in der Hamburger Innenstadt. Ich gebe zu, meine letzte Teilnahme an einer Kundgebung liegt rund 30 Jahre zurück, aber als ich am 19. Januar mit geschätzten 180.000 Menschen und später bei weiteren Kundgebungen demonstrierte, hatte ich jedes Mal eine Gänsehaut. Denn die Teilnehmenden waren immer bunt gemischt, genauso wie die Schilder, die Erwachsene und Kinder in die Höhe hielten. Neben mir liefen Menschen aus den verschiedensten Kulturkreisen, alle mit dem Ziel, Haltung gegen demokratiefeindliche Strömungen zu zeigen.

Denn in Zeiten von Umbruch, Krisen und Unsicherheit gedeihen Populismus, Intoleranz und Hass – wie wir es in vielen Bereichen unserer Gesellschaft gerade erleben. Und die Europawahl, bei der die AfD zweitstärkste Kraft wurde, sollte für uns alle ein Alarmsignal sein.

Deshalb bin ich stolz auf diese Stadt und die Hamburgerinnen und Hamburger, die sich an diesen Tagen zu Toleranz und Diversität bekannten. Und gerade erst am 7. Juni gingen wieder Tausende für unsere Demokratie auf die Straße. Die Demos passen zur aktuellen Kampagne „Vielfalt macht uns stärker“. Diese haben die sieben Hamburger Bezirksamtsleiterinnen und -leiter, verschiedene Religionsgemeinschaften und andere zivilgesellschaftliche Initiativen dieses Frühjahr initiiert, und sie hat das Ziel, Projekte, die sich für eine buntere Stadt einsetzen, sichtbarer zu machen.

Drei solcher Projekte haben wir in unserem Schwerpunkt über Vielfalt beschrieben: Bei „ElbConnection“, einer Initiative der Caritas, werden Menschen mit und ohne Migrationshintergrund als Tandem zusammengebracht – und können von einander lernen. Wir stellen einen queeren Jugendtreffpunkt der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Kirchdorf vor und wie Vielfalt im Osten Hamburgs durch intensive Quartiersarbeit – in Großlohe – gelebt wird.

Für Stefanie von Berg, Bezirksamtsleiterin in Altona, gibt es keine Grenzen für Vielfalt, wie sie im gemeinsamen Interview mit Bischöfin Kirsten Fehrs betont. Im Gegenteil, „superdiverse Gesellschaften“ seien erfolgreicher, sagt von Berg. Auch Unternehmen, die sich durch einen hohen Grad an Diversität auszeichneten, hätten eine größere Wahrscheinlichkeit, überdurchschnittlich profitabel zu sein, zeigt eine internationale McKinsey-Studie.

Und auch „wie wir leben und mit wem wir leben – in Beziehungen und Familienformen –, das wird in den letzten Jahrzehnten immer vielfältiger“, schreibt Pastor Sieghard Wilm in seinem Essay, in dem er die Diversität von Familienkonstellationen in der Bibel und in der heutigen Gesellschaft beschreibt.

*Viel Spaß beim Lesen wünscht
Ihre Sabine Tesche*

Impressum

„Himmel & Elbe“ ist eine Beilage des Hamburger Abendblatts, der Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Katholischen Kirche und der Caritas in Hamburg.

Redaktion

Verantwortlich: Sabine Tesche

Mitarbeit: Ann-Kathrin Brenke, Dr. Edgar S. Hasse

Theologischer Beirat: Hauptpastor und Propst Dr. Martin Vetter

Gestaltung: Andreas Weigand

Schlussredaktion: Lektomet

Titelfoto: Imago/Müller-Stauffenberg

Redaktion: 040/55 44-71156;

E-Mail: sabine.tesche@abendblatt.de

www.abendblatt.de/kirchen

Nächste Ausgabe: 20. September 2024

Die gute Botschaft

Geschenkte Freiheit

Sinischa Balaz über seinen erfolgreichen Weg aus Kroatien in die Flüchtlingshilfe der Caritas

Ich bin aus meiner kroatischen Heimatstadt Vukovar geflohen, als ich Mitte 20 war. Bestimmt haben Sie den Namen Vukovar schon einmal gehört, damals Anfang der 1990er-Jahre, als es mit dem Zerfall Jugoslawiens zu einem verheerenden Bürgerkrieg kam.

Meine Stadt an der Grenze zu Serbien wurde im kroatischen Unabhängigkeitskampf schwer zerstört. Viele Menschen starben. Ich dagegen hatte das Glück, eine neue Heimat in Deutschland zu finden, obwohl aller Anfang schwer war. Anfangs fühlte ich mich entwurzelt. Zunächst konnte ich auf der Basis eines Touristenvisums bleiben, dann erhielt ich die Duldung, schließlich eine Arbeitserlaubnis.

Die ersten Jobs hatte ich bei McDonald's, im Zolllager des Hamburger Flughafens und dann in der Flüchtlingshilfe. Meine pädagogische Ausbildung in der Heimat und das Studium der Sozialen Arbeit in Hamburg ebneten mir den Weg zur Caritas im Norden. Dort arbeite ich jetzt als Referent für Migration/Integration und als Diözesaner Flüchtlingskoordinator. Weil ich selbst Flüchtling war, kann ich mich sehr gut in das Leben von Migranten hineinversetzen.

Wichtig ist, offen für Neues zu sein. Man muss die deutsche Sprache lernen und etwas dafür tun, dass man nicht am Rande der Gesellschaft bleibt, sondern teilnimmt. Mit unserer Migrationsberatung unterstützen wir Geflüchtete bei der Orientierung und sozialen Stabilisierung und helfen dabei, ihren Aufenthaltsstatus zu klären. Denn es ist wichtig, die Menschen zu stärken und zu motivieren, eigene Ressourcen zu erkennen und zu aktivieren. Es geht darum, die neue Situation zu akzeptieren, Traumata so weit zu bewältigen, dass der Alltag gemeistert werden kann. Sich auf das Leben in der neuen Hei-

mat zu konzentrieren und sich neuen kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen zu öffnen ist entscheidend. Aktuell sind wir in großer Sorge um die Aufrechterhaltung dieser Beratungsdienste, da ihre Finanzierung – für gelingende Integration unentbehrlich – trotz hoher Zuwanderungszahlen wieder von Kürzungen bedroht ist.

Unser reguläres Beratungsangebot für Migration und Integration ergänzen wir mit zahlreichen sozialräumlichen Projekten und enormem ehrenamtlichen Engagement in unseren Kirchengemeinden, um die Geflüchteten willkommen zu heißen und in das Leben in Hamburg einzubeziehen. Viele Geflüchtete und Neuzugewanderte geben an, dass sie kaum mit Einheimischen privaten Kontakt finden. Genau dieser Isolation versuchen wir entgegenzuwirken.

Besonders freue ich mich darüber, dass wir jetzt bei der Caritas mit einem neuen Angebot Geflüchteten zur Seite stehen können. Es geht um die unabhängige Asylverfahrensberatung. Diese behördenunabhängige Beratung soll sicherstellen, dass Schutzsuchende über den Sinn und Zweck sowie den Ablauf des Asylverfahrens informiert werden.

Meine Beobachtung ist: Diese Beratungen werden gut angenommen. Bislang haben wir dafür zwei Vollzeitstellen geschaffen, zwei weitere kommen dazu. Wir bei der Caritas machen allen diesen Menschen Mut. Ich kann es nur bestätigen: Die deutsche Sprache zu lernen ist der erste Schlüssel der Integration. Wir leben hier in einer Demokratie und sind frei. Das ist ein großes Geschenk. Wir freuen uns immer, wenn wir sehen, dass die Geflüchteten ihre Chancen nutzen.

*Aufgezeichnet von
Edgar S. Hasse*



**Sinischa Balaz ist
Caritas-Referent und
Flüchtlingskoordinator
im Erzbistum Hamburg.**

ANDREAS LAIBLE

Italiener mit Mut und Glauben

Vincenzo Andronaco kam ohne Geld aus einem kleinen sizilianischen Dorf nach Hamburg, heute besitzt er elf Großsupermärkte. Er sagt, Gott gab ihm die Kraft, auch in Krisen durchzuhalten



Vincenzo Andronaco vor seiner Heimatkirche, der Kathedrale Sant'Agata, im sizilianischen Dorf Ali. Hier wurde er auch getauft.



ANDRONACO

Sabine Tesche

Lächelnd steht Vincenzo Andronaco auf der Treppe der Pfarrkirche, die mit dem großen Platz davor einen Mittelpunkt seiner Jugendzeit in dem kleinen Dorf Ali auf Sizilien darstellte. „Hier wurde ich getauft, jeden Sonntag gingen wir zur Messe, da haben sich alle schön angezogen. Es war ein Erlebnis. Und in dieser Kirche war ich auch Messdiener. Darauf war ich besonders stolz“, sagt der quirlige Italiener. Er hat sich deswegen statt einer Hamburger katholischen Kirche lieber seine Heimatkirche, die Kathedrale Sant'Agata aus dem Jahr 1582, als Fotomotiv ausgesucht. Andronaco zeigt auf ein Bild mit sich und Padre Siracusa, der sich um die Jugendlichen im Dorf kümmerte. „Er hat mit uns Jungs Fußball gespielt, ihm konnte man seine Sorgen und Nöte anvertrauen.“ Viel mehr als einen Fußball zum Spielen hätten sie als Kinder früher nicht gehabt, sagt der Großhändler für italienische Spezialitäten, der inzwischen elf große Andronaco-Supermärkte mit eigenen Bistros in ganz Deutschland unterhält.

Er habe eine schöne Kindheit gehabt, sagt Vincenzo Andronaco. Ihm und seinen zwei Geschwistern sei es gut gegangen, auch dadurch, dass die Familie – der Vater arbeitete als Bauarbeiter, die Mutter war Hausfrau – zusätzliches Land mit Zitronen- und Olivenbäumen und Tieren gehabt habe. Doch Kindheit bedeutete für ihn vor allem auch Arbeit. Schon als Fünfjähriger versorgte er morgens die Tiere und ging mit auf die Felder, im Sommer holte er noch vor der Schule die Ernte auf den Jasminfeldern eines anderen Bauern

ein, um das Familieneinkommen mit zu unterstützen. Da war er erst zwölf Jahre alt. „Ich schlief oft in der Schule ein, weil ich schon vier Stunden Erntearbeit und einen ordentlichen Fußmarsch hinter mir hatte“, sagt er, als sei das eine Selbstverständlichkeit. Deswegen war der Sonntag so ein besonderer Tag, denn dann bekamen alle einen halben Tag frei – und gingen zur Kirche, danach in die Bibelstunde.

Andronaco glaubt fest an Gott. „Er hat mich immer begleitet und beschützt“, sagt er. Offenbar auch dann, als der Sizilianer mit 18 Jahren beschloss, heimlich aus seinem Heimatdorf wegzulaufen. Er wollte nach Hamburg, dort wohnte ein Freund. Für Andronaco war es das Tor zur Welt.

Der junge Mann nahm sich sein Erspartes und heimlich etwas Geld von der Mutter. Das reichte gerade für eine Zugfahrt. Mit 2,50 D-Mark kam er 1970 in der Hansestadt an. Das schlechte Gewissen und die „Schmerzen, die ich meinen Eltern bereitet habe“, begleiten ihn sichtlich bis heute, auch wenn die Eltern ihm verziehen, später oft besucht haben und er mehrfach im Jahr in sein Heimatdorf fuhr. „Doch ich wollte einfach mehr aus meinem Leben machen“, sagt er in seiner Zentrale in Billbrook, wo nun ein riesiges Warenlager mit italienischen Lebensmittelimporten steht, von welchem aus die anderen Standorte beliefert werden.

Angefangen hat er jedoch als Arbeiter in einer Hamburger Aluminium-Gießerei. „Das fühlte sich an wie im Knast.“ Bis 1983 hat er dann auf einer Baustelle gearbeitet, wurde Vorarbeiter und war auch

damit nicht richtig glücklich. Er hatte die Vision von etwas Größerem, und er wollte sein eigener Chef sein. „Ich habe oft zu Gott gebetet, dass er mir die Kraft gibt, durchzuhalten.“ Dann der spontane Entschluss, den sicheren Job aufzugeben und sich selbstständig zu machen: mit einem kleinen Obststand am Bahnhof Barmbek. „Ich hatte keine Ahnung von Obst, aber viel Mut und Gottesglauben, dass ich es schaffe, selbstständig zu sein.“ Von dort aus ging es zum Hamburger Großmarkt, wo er sich darauf spezialisierte, italienisches Gemüse, Weine und andere Lebensmittel aus seinem Heimatland an die Restaurants seiner Landsleute zu verkaufen. Aus einem kleinen Stand wurde eine ganze Andronaco-Zeile auf dem Großmarkt, bis er nach 15 Jahren 2000 nach Billbrook zog, um dort selbst einen Lebensmittel-großmarkt aufzumachen – quasi im Nirgendwo, zwischen Industriegebäuden.

Seine Idee war, dass nicht nur Großhändler, sondern auch Privatleute bei ihm einkaufen sollten. Deswegen brauchte er einen großen Parkplatz vor dem Geschäft. „Bis 2002 war es ein Tal der Trauer, doch aufgeben war keine Option.“

Gott hat mich immer begleitet und beschützt.

Vincenzo Andronaco

Inhaber der italienischen Supermärkte Andronaco

Und die Kunden fanden erst zu seinem Großsupermarkt, als er zusätzlich ein Bistro aufmachte und die Mitarbeiter aus den umliegenden Unternehmen gleichzeitig auch sein Konzept schätzen lernten. Er wurde vor allem durch Mund-zu-Mund-Propaganda bekannt. „Es ist ein Stück Italien in Norddeutschland“, sagt er. Viele Familienbetriebe in Italien arbeiten für ihn, und auch seine eigene Familie hat er mit in die Firma geholt. So arbeiten heute neben seinem Sohn, der in seine Fußstapfen treten möchte, auch seine Tochter, eine Nichte, zwei Neffen und drei Enkelkinder im Unternehmen. Inzwischen hält Vincenzo Andronaco, der selber nur acht Jahre zur Schule gehen durfte, Vorlesungen vor Studenten in Rom, und ein italienischer Wirtschaftsverbund hat ihm den Titel „Cavaliere“ (Ritter) verliehen.

Andronacos Begeisterung und Lebendigkeit wirken ansteckend. Hier sitzt jemand, der ganz klein angefangen und nie die Bodenhaftung verloren hat. Und für den arbeiten noch immer sein Leben ist. Noch jetzt ist er jeden Morgen um 6 Uhr im Betrieb. Was er bereut? „Dass ich nicht mehr Zeit für meine Kinder hatte.“ Die nimmt er sich jetzt für seine fünf Enkel und die beiden Urenkel. Er hat ein großes Haus gebaut; wenn sie da sind, kocht er für die Familie. Meistens sonntags, und dann gehen sie gemeinsam in die Kirche. Dort, wo eines seiner Kinder und die Enkelkinder getauft wurden, zur „Missione Cattolica Italiana“ an der Bürgerweide. „Kirche gehört einfach zu meinem Leben dazu.“

Bunt und offen – auch in der Bibel

In der Heiligen Schrift finden sich vielfältige Lebensformen. Pastor Sieghard Wilm stellt sie vor

Hamburg. Am Anfang war die Vielfalt, sie ist des Schöpfers Handschrift. „Und Gott sah alles an, was er geschaffen hatte, und siehe, es war sehr gut“ heißt es ganz zu Beginn, im ersten Schöpfungsbericht (1. Mose 1, 31). Über Familienformen und Lebensweisen berichtet die Bibel in großer Vielfalt. Wer die Schriften der Hebräischen Bibel und des Neuen Testaments genau studiert, macht erstaunliche Beobachtungen:

So steht im zweiten Schöpfungsbericht der Satz, der heute oft bei Trauungen gesagt wird: „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und seiner Frau anhängen und sie werden ein Fleisch sein“ (1. Mose 2). Der Mann verlässt seine Herkunftsfamilie zugunsten der Familie seiner Frau. Ganz anders als es unserer mitteleuropäischen Denkweise entspricht, nach der eine Frau in die Familie ihres Mannes einheiratet. Im 1. Buch Mose steht kein Wort von Ehe. In einer anderen Geschichte wird das Wort „anhängen“ für die Beziehung zwischen Ruth und Naomi verwendet. Zwei Frauen unterschiedlicher Generationen, nicht blutsverwandt, teilen ihr Leben.

Die Familienerzählungen der Abrahams- und Jakobsgeschichte setzen den patriarchalen Großfamilienverband und die Vielehe voraus und erzählen beispielsweise mit Selbstverständlichkeit von der Sklavin Hagar als Leihmutter.

Niemand würde heute auf den Gedanken kommen, daraus ein christliches Familienbild herzuleiten. Welche Maßstäbe können denn für eine gottwohlgefällige Lebensform gelten?

Wie wir leben und mit wem wir leben – in Beziehungen und Familienformen – das wird in den letzten Jahrzehnten immer vielfältiger.

Immer noch halten viele Menschen die klassische Ehe und Kleinfamilie für das „Normale“. Dabei gibt es sie erst seit etwa 200 Jahren. Die Liebesheirat ist eine Erfindung der Romantik. Das ist doch wunderbar, wenn Mann und Frau einander lieben und heiraten, eine Familie gründen. Aber es stellt sich die Frage: Wie können wir die Ehe und Familie würdigen, ohne gleichzeitig andere Lebensformen und Beziehungsweisen zu diskriminieren? Tatsache ist: Jedes dritte Kind in Deutschland wird heute außerhalb der Ehe geboren, der Anteil der Alleinerziehenden hat sich in den vergangenen Jahrzehnten ständig erhöht.

Besonders in den Großstädten ist der Anteil der Singlehaushalte gewachsen. Die Akzeptanz gleichgeschlechtlich Liebender mit und ohne Kinder hat nach jahrzehntelangem Emanzipationskampf zumindest in Westeuropa zugenommen, auch intersexuelle und transidente Menschen sowie nonbinäre, die sich weder als Mann oder Frau zuordnen lassen wollen, sind in den letzten Jahren selbstbewusster und damit sichtbarer geworden. Gleichzeitig ist es erschreckend, dass diese Gruppen viel Ablehnung, Hass und Gewalt erfahren.

Viele dieser Lebensformen sind auch in den biblischen Erzählungen zu entdecken. Der legendäre David, der vom Hirtenjungen zum König aufsteigt, beweint seinen toten Freund Jonathan mit den

Worten „Weh ist es mir um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt. Du warst mir sehr lieb. Wunderbarer war deine Liebe für mich, als die Liebe der Frauen“ (2. Samuel 1, 26).

Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.

Galater 3, 28

Eine antike Männerfreundschaft oder mehr? Später berichten die Chronisten über die vielen Frauen von König David. Dessen Sohn Salomo hat einen noch größeren Harem mit tausend Frauen und Nebenfrauen. Manches befremdet uns heute und scheint wenig hilfreich für unsere ethische Orientierung. Die Bibel beschreibt, was im Zeithorizont als Familienformen und Lebensweisen faktisch vorliegt, eine Eheologie lässt sich nicht aus ihr herleiten.

Ebenfalls irritierend ist: Im Neuen Testament bricht der Ruf in die Nachfolge mit allen Familienbanden. Petrus war verheiratet, Paulus hielt nicht viel von der Ehe (1. Korinther 7). Schon Jesus hatte Familiarität und Beziehung in Abgrenzung zu seiner Herkunftsfamilie neu definiert: „Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist mir Bruder und Schwester und Mutter“ (Matthäus 12, 50).

Maria und Martha lebten eine Hausgemeinschaft mit Lazarus, die Apostelgeschichte berichtet über die Purpurchändlerin Lydia, die einem großen Haushalt vorstand. Familia waren im Römischen Reich alle, die in einer Hausgemeinschaft lebten. Sie mussten nicht blutsverwandt sein. Die „Philadelphia“, Geschwisterlichkeit, wird zum Kennzeichen der jungen Gemeinden, in denen Verantwortung für Witwen und Waisen übernommen wird.

Diese Familiarität hat das Christentum in den ersten Jahrhunderten für viele Menschen attraktiv gemacht. Sie ist die eigentliche christliche Lebensform, die eine Vielfalt von Beziehungsweisen zu umfassen vermag. Die Orientierung auf Christus ist das Entscheidende, das alle Statusunterschiede überbietet: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“ (Galater 3, 28).

Im Geist des Jesus von Nazareth werden

Beziehungen gestiftet, die Vielfalt nicht als Trennendes sieht, sondern als Reichtum. Es sind Beziehungen, in denen Personen und Gruppen sich gegenseitig anerkennen, feststellen, dass sie verschieden sind und dennoch zusammengehören, und einander teilhaben lassen wollen, denn „wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit“ (1. Korinther 12, 26).

Es ist heute unsere Aufgabe, von dem Erfolgsrezept der frühen Kirche zu lernen und diesen Schatz der Vielfalt unter Gottes weitem Regenbogen miteinander zu heben.

Der Autor ist Pastor der Kirchengemeinde St. Pauli.

Termine zur Pride-Week und zum Christopher Street Day (CSD): Am 31. Juli um 17 Uhr gibt es zum Thema „Religion und Queerness“ eine Diskussion mit evangelischen, jüdischen, katholischen und muslimischen Expertinnen und Experten. Stiftung Ansharhöhe. Tarpenbekstraße 115. Eintritt frei.

Zum zweiten Mal ist die Ev. Kirche beim CSD am 3. August mit einem Truck vertreten. Pastor Sieghard Wilm feiert am 4. August um 11 Uhr einen Gottesdienst zum CSD: „5 vor 12! Du & ich gegen Rechtsdruck“, Ev.-luth. Kirchengemeinde St. Pauli, Pinnaßberg 80.



Die evangelische Kirche ist dieses Jahr zum zweiten Mal beim Christopher Street Day am 3. August dabei.

SIEGHARD WILM

„Es gibt keine Grenzen für Vielfalt“

Stefanie von Berg und Bischöfin Kirsten Fehrs über die Kampagne für eine diverse Gesellschaft

Sabine Tesche

Hamburg. Die sieben Bezirksämter der Stadt Hamburg haben dieses Frühjahr gemeinsam mit den verschiedenen Religionsgemeinschaften sowie anderen zivilgesellschaftlichen Initiativen die Kampagne „Vielfalt macht uns stärker“ ins Leben gerufen. Führend mit dabei sind Bischöfin Kirsten Fehrs und Stefanie von Berg, Bezirksamtsleiterin in Altona. Ein Gespräch über Chancen von Vielfalt und Zusammenhalt sowie die Gefahr von rechts.

Wie sollte man mit Menschen umgehen, die in der Innenstadt für ein Kalifat auf die Straße gehen?

Kirsten Fehrs: Dazu haben wir uns als Religionen klar positioniert. Diese Aufmärsche verfolgen einzig das Ziel, Hass zu säen und die Gesellschaft zu spalten. Das ist genau das Gegenteil von dem, was wir Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Religionsgemeinschaften erreichen wollen. Als Interreligiöses Forum haben wir klar formuliert, dass wir für ein gutes Miteinander hier in Hamburg eintreten und eine Herabsetzung von Menschen anderer Glaubens nicht mit unserer Grundüberzeugung übereinght. Das sind verfassungsfeindliche Ideologien, die man abgrenzen muss vom religiösen Glauben.

Stefanie von Berg: Es ist wichtig, dem etwas entgegenzusetzen. Das Gute ist, dass sich die lange Arbeit mit den Religionsgemeinschaften, gerade mit den muslimischen Religionsgemeinschaften, auch den Aleviten, jetzt auszahlt. Ich glaube, dass es viel wirksamer ist, wenn diese Impulse auch aus den muslimischen Gemeinden kommen. Meine Wahrnehmung ist, die kommen jetzt richtig aus dem Knick.

Warum war es notwendig die Kampagne „Vielfalt macht uns stärker“ zu starten?

Stefanie von Berg: Das Bedürfnis, etwas zu tun, entstand vor eineinhalb Jahren bei einem Jahrestreffen von Pröpstinnen, Pröpsten und Bischöfin Fehrs sowie uns sieben Bezirksamtsleitungen. Wir haben festgestellt, dass es ein Auseinanderdriften der Gesellschaft im Sinne von Diskriminierung, von Abwertung, von zunehmenden Egoismen und auch Sozialneid gibt. Wir haben gesagt, wir müssen gemeinsam, also Kirche und Bezirke, die wir oft an der Basis und mit Menschen tagtäglich zu tun haben, aktiv werden.

Kirsten Fehrs: Es waren menschenverachtende Töne, die uns zu der Beobachtung gebracht haben, dass eine Gesellschaft der „Ichlinge“ entstanden ist. In solch einer Gesellschaft wird die eigene Freiheit als oberster Maßstab gesetzt, die Freiheit der anderen ist plötzlich irrelevant. Als Leiterinnen und Leiter von Institutionen, die sich für das Recht der Schwächeren einsetzen, hatten wir den Punkt erreicht zu sagen: Wir müssen aktiv werden! Wir wollten eine Kampagne, die deutlich macht, dass wir in unserer Gesellschaft mehr Zusammenhalt brauchen.

Was bedeutet Vielfalt für Sie?

Kirsten Fehrs: Vielfalt bedeutet die Akzeptanz und das Miteinander verschiedener Kulturen, verschiedener Religionen,



Bischöfin Kirsten Fehrs (l.) und Stefanie von Berg, Bezirksamtsleiterin Altona, setzen sich für Toleranz ein. ROLAND MAGUNIA

verschiedener Nationen – mit einer großen inneren Offenheit und der Neugier, die jeweiligen Unterschiede kennenzulernen und sich mit ihnen anzufreunden.

Stefanie von Berg: Ich möchte unterstreichen, dass es bei aller Unterschiedlichkeit auch Gemeinsamkeiten gibt in dieser Vielfalt. Das wird immer vergessen, und ganz wichtig, es drückt sich auch in Akzeptanz und Toleranz aus. Dass alle gleich viel wert sind, das ist für mich ein Teil von Vielfalt.

Kirsten Fehrs: Ich finde es sensationell, wie bereits die Gründungsväter und -mütter unseres Grundgesetzes die Unantastbarkeit der Menschenwürde und die Gleichberechtigung aller Menschen in den 19 Grundrechtsartikeln auf den Punkt gebracht haben.

Wo kommt Vielfalt an ihre Grenze?

Stefanie von Berg: Es gibt keine Grenzen für Vielfalt. Vielfalt kommt dann nicht an ihre Grenze, wenn Konsens besteht, dass alle gleich viel wert sind. Dann sind superdiverse Gesellschaften sogar erfolgreicher.

Wie sollte man mit Menschen umgehen, die diese Vielfalt ablehnen?

Kirsten Fehrs: Zunächst ist es wichtig, ins Gespräch zu gehen. Bürgerdialoge und ähnliche Formate sind und bleiben eine wichtige Option. Das ist bei den vielen verbalen Radikalismen, die wir im Moment erleben, allerdings nicht einfach und kommt, in einer so aufgerauten Welt, an Grenzen. Das andere ist, auch zu signalisieren: Wir sind mehr. Es ist die Mehrheit,

die der Demokratie und der Vielfalt zugewandt ist. Es ist für die Gesellschaft wichtig zu merken, dass diejenigen, die am lautesten schreien, eben nicht die Mehrheit bilden.

Stefanie von Berg: Man muss diesen Menschen, die gegen die Gleichwertigkeit der Menschen sind, ganz klar signalisieren, dass sie sich außerhalb des Grundgesetzes bewegen. Nichtsdestotrotz ist es die Schwierigkeit, denen die Rote Karte zu zeigen und gleichzeitig mit ihnen ins Gespräch zu gehen. Meiner Erfahrung nach können das nur Vier-Augen-Gespräche sein. Sobald das größere Gruppen sind, ist man auf verlorenem Posten. Wichtig ist es, auch immer wieder Gelegenheit zu bieten zur Begegnung, insbesondere auch mit Menschen aus anderen Kulturen oder einer anderen sexuellen Orientierung, und immer wieder zu zeigen, dass wir am Ende alle Menschen sind. Wir alle wissen, dass es schwierig ist, erst mal die Formate zu finden, die zu erreichen, damit sie überhaupt kommen.

Welche Gruppe meinen Sie damit konkret?

Stefanie von Berg: Am Ende des Tages sind das zum Beispiel Teile der AfD-Wähler und AfD-Wählerinnen, und die gibt es quer durch unsere Gesellschaft. Und wo man es auch merkt, ist da, wo beispielsweise gezielte Desinformation Russlands auf fruchtbaren Boden trifft.

Wo in Hamburg bemerken Sie das Auseinanderdriften der Gesellschaft besonders stark?

Stefanie von Berg: In Altona sind wir noch auf der Insel der Glückseligen, da wir hier aufgrund unserer Geschichte das Thema Vielfalt pflegen, sowohl durch interreligiöse Dialoge als auch durch die Wochen der Vielfalt, und sehr aktive Initiativen vor Ort haben. Das zahlt sich aus. Aber es gibt andere Gebiete in unserer Stadt, da tickt die Welt leider anders.

Kirsten Fehrs: Es gibt schon die Stadtteile, in denen viele verschiedene Kulturen aufeinandertreffen und sich teilweise Parallelgesellschaften bilden. Dort, wo es schwierig ist, in Sprache und Kultur aneinander anzudocken, da wird es relativ schwer, überhaupt einen Kontakt herzustellen. Auch das war ein Grund, unser ursprüngliches Bündnis von „Vielfalt macht uns stärker“ zu erweitern und schon im Januar zu einer Demonstration aufzurufen, um die Möglichkeit zu schaffen, sich deutlich pro Vielfalt zu positionieren.

Ist die Kirche von heute vielfältig genug?

Kirsten Fehrs: Unsere Kirche ist im Umbau. Doch nach wie vor engagieren sich ältere wie jüngere Menschen in der Kirche. Die Jüngeren sind beispielsweise sehr aktiv, wenn es darum geht, Verantwortung für die Bewahrung der Schöpfung zu übernehmen. Was aber sicherlich eine Frage ist, inwieweit sich auch Menschen mit Migrationsgeschichte in der Kirche wiederfinden können. So feiern zum Beispiel internationale Gemeinden Gottesdienste in unseren Kirchen, die aber in unseren Leitungsgremien wenig präsent sind. Da ist noch deutlich Luft nach oben.

Gelebte Vielfalt in Hamburg

Ob queeres Leben in der Kirchengemeinde Kirchdorf, Menschen unterschiedlicher Kulturen, die voneinander lernen, oder integrative Stadtteilarbeit. Eine bunte Auswahl an Projekten

Begegnung und Austausch beim Caritas-Projekt „ElbConnection“

Ann-Kathrin Brenke

Hamburg. Johanna Schlomann und Reyhaneh Hosseini Ramsheh hatten Anfang des Jahres ein Match. Zusammengeführt hat sie keine Dating-App, sondern das Tandemprojekt „ElbConnection“ der Caritas, das nach Hamburg migrierte und bereits hier lebende Menschen zusammenbringt.

Reyhaneh Hosseini ist im Oktober 2023 aus dem Iran nach Hamburg gekommen. Es war vor allem die politische Situation, die die Internistin dazu bewog, den Iran zu verlassen. „Es gibt keine Freiheit im Iran, vor allem nicht für Frauen“, erzählt die 39-Jährige. Auch wirtschaftlich wurde es schwierig, ihre Arztpraxis in Isfahan weiterzuführen.

Die wöchentlichen Treffen fördern vor allem die Sprachkompetenz, denn die fremde Sprache ist die größte Hürde beim Ankommen in Hamburg. Johanna Schlomann ist inspiriert vom Austausch mit Reyhaneh Hosseini. „Oft gehe ich nach unseren Treffen geflasht nach Hause. Mich beeindruckt der Mut von Reyhaneh und wie motiviert sie ist“, erzählt die 30-Jährige. „Wenn sie von der Situation im Iran erzählt, merke ich, wie gut es mir geht. Das vergisst man immer wieder.“ Auch die Medizin ist häufiges Gesprächsthema. Denn auch Johanna Schlomann ist Ärztin. „Oft imitieren wir Anamnesegespräche“, erzählt die Anästhesistin.

Der Veränderung des politischen Klimas in Deutschland und dem Erstarren rechten Gedankenguts, wollte sie mit einem Ehrenamt aktiv etwas entgegensetzen. „Das geht am besten über den direkten Kontakt“, sagt die 30-Jährige. Den vermittelt ElbConnection seit 2016. Die beiden Frauen sind eines von rund 60 aktiven Tandems. Jeden Monat kommen neue hinzu. Die Nachfrage ist riesengroß.



Die beiden Ärztinnen Reyhaneh Hosseini Ramsheh (l.) und Johanna Schlomann bilden ein Tandem beim Caritas-Projekt „ElbConnection“. THORSTEN AHLF

Was Reyhaneh Hosseini am meisten überrascht hat in Hamburg? Sie lacht: „Der strenge Datenschutz und dass noch so viel mit der Post verschickt wird.“ Erstaunt ist sie auch über die vielen obdachlosen, oft jungen Menschen in Hamburg.

Sie hofft, eines Tages wieder in den Iran zurückzukehren. „Ich habe viel Wertvolles im Iran gelassen, meine Familie, meine Identität, das finde ich nirgendwo sonst.“ Die Gespräche, Café- oder Restaurantbe-

suche mit ihrer Tandempartnerin erlebt Reyhaneh Hosseini als große Chance, um sozial und beruflich in Hamburg Fuß zu fassen. „Ich habe Glück, Johanna kennen gelernt zu haben.“ Zwei Sprachprüfungen gilt es noch zu bestehen, bevor sie auch hier als Ärztin arbeiten kann.

„Am Ende geht es darum, Teil der Gesellschaft zu werden, und nicht darum, in Projekten zu verbleiben“, betont Johanna Schlomann.

Quartiere bewegen

Edgar S. Hasse

Was wächst denn da? Auf einer Fläche von 9000 Quadratmetern sprießen am Rande von Großlohe im Hamburger Osten Salatpflanzen, Kräuter, Blumen, leuchten rot im zarten Blattgrün die süßesten Erdbeeren.

„Menschen unterschiedlichen Alters, verschiedener Herkunft und Religionen gärteln hier in unserem neuen Gemeinschaftsgarten“, sagt Kathi Wegener, Q8-Koordinatorin in diesem Stadtteil mit seinen mehr als 6000 Einwohnern.

Q8 steht in diesem Fall nicht für eine bekannte Automarke, sondern für Quartiersentwicklung in gelebter Vielfalt. Dahinter steckt die Evangelische Stiftung Alsterdorf in Partnerschaft mit der Nordmetall-Stiftung. Quartiere bewegen – unter diesem Motto verbindet Q8 Ansätze der Sozialraumorientierung, der Quartiersentwicklung und der Inklusion zu einer Gesamtstrategie.

Dabei sind – wie in Großlohe – evangelische Kirchengemeinden mit im Boot. Im Osten Hamburgs ist es die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Alt-Rahlstedt. Koordinatorin Kathi Wegener berichtet nach dem Gemeinschaftsgarten von weiteren Erfolgen seit dem von der Corona-Pandemie unterbrochenen Start im Jahr 2019. Dazu gehört neben der Ausstellung „Großlohe – Gesichter und Geschichten“ ein Kooperationsprojekt mit der Volkshochschule. Dabei lernen Frauen aus unterschiedlichen Kulturkreisen das Fahrradfahren.

Auch in diesem Jahr werde der Weg der Sozialraumorientierung, Integration und Inklusion fortgeführt. „Zum Beispiel wollen wir rein ins Quartier mit dem Lastenrad zu Menschen, um Kontakte zu knüpfen, Begegnungen zu ermöglichen und etwas von den Lebenswelten der Menschen erfahren“, sagt Kathi Wegener.

Das gemeinsame Vorgehen von Kirchengemeinden und Q8 hat sich auch an den anderen Standorten bewährt. Als unabhängige, vermittelnde Instanz werden die verschiedenen Ideen, Bedarfe, Ressourcen und Menschen zusammengebracht.

So ist Q8 auch in Altona, Bad Oldesloe, Jenfeld, Wilhelmsburg und Winterhude-Uhlenhorst aktiv. Das Spektrum der Angebote reicht von Mittagstischen über eine Fahrradwerkstatt bis zu Gesprächsreihen wie in Bahrenfeld. „Alle Menschen im Quartier sollen selbstbestimmt leben können und dafür die Unterstützung finden, die sie brauchen“, heißt es bei den Organisatoren.

Sie alle sind hoch motiviert, um Quartiere bestmöglich zu entwickeln. Dafür nutzt Q8 eigenen Angaben zufolge einen Mix aus Selbsthilfe, bürgerschaftlichem Engagement und Nachbarschaftshilfe, technikbasierten Lösungen sowie professioneller Unterstützung.

„Annersrum“: Ein Treffpunkt für queere Jugendliche in Kirchwerder

Montags ist „Annersrum“ in Kirchwerder. Seit gut drei Jahren treffen sich bis zu 25 Jugendliche am Abend in der ausgebauten Pastoratsscheune zum queeren Jugendtreff. Als Catharina Koch 2020 die Jugendarbeit in der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Kirchwerder übernahm, merkte sie, dass viele Jugendliche queer sind, aber keinen Ort hatten, wo sie sich darüber austauschen konnten. „Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt waren wenig Thema. Dabei waren es ähnliche Fragen, die die Jugendlichen umtrieben“, erzählt die Diakonin. Fehlende Akzeptanz im Elternhaus oder Ausgrenzungserfahrungen in der Schule spielten dabei meistens eine Rolle. „Während der Konfi-Zeit hatten viele erstmals erlebt, als schwul oder anders in einer

Gruppe angenommen zu sein“, so Koch. Die Idee zu einem queeren Jugendtreff war geboren, und der Kirchengemeinderat unterstützte das Vorhaben. Dabei meint „queer“ mehr als die sexuelle Orientierung. Es geht auch um Fragen der geschlechtlichen Identität: Wie möchte ich angesprochen werden? Womit fühle ich mich wohl? Erlebe ich mich als Frau, Mann oder nonbinär?

„Als wir im Frühjahr 2021 starteten, war der Treff das einzige queere Jugendangebot im Raum Bergedorf“, erzählt die 33-Jährige. Die Jugendlichen kommen aus den Vier- und Marschlanden, aus Bergedorf oder Eschburg. Auch über Instagram bekommt Catharina Koch Anfragen. „Annersrum“ ist ein Schutzraum, in

dem die Jugendlichen sich ausprobieren können. Niemand muss sich outen oder auf ein Geschlecht festlegen. „Das ist etwas ziemlich Einmaliges“, sagt die Diakonin. Die Themen setzen die Jugendlichen selbst. Die Vernetzung mit anderen queeren Projekten in Hamburg gehört ebenso dazu. Mittlerweile fließen Fragen queerer Lebensformen auch in die Ausbildung Jugendlicher zu Gruppenleitenden ein.

„Annersrum“ startet ins vierte Jahr, und es gibt einen ersten Generationenwechsel. Viele sind weggezogen, fürs Studium oder eine Ausbildung. Ein gemeinsames Highlight vor dem Schuljahreswechsel ist der CSD. „Auch hier merken die Jugendlichen, dass sie angenommen sind, und dass sie sich das nicht erkämpfen müssen.“ akb



Theologe und Journalist Andreas Hüser über die EM

Quer gedacht

In diesen Wochen erleben wir mal wieder eine „gespaltene Gesellschaft.“ Für die eine Hälfte ist die Fußball-Europameisterschaft das Wichtigste überhaupt. Die andere Hälfte findet das öde und überflüssig. Zugucken, wie zweiundzwanzig Erwachsene hinter einem Ball herrennen? Es gibt Wichtigeres.

„Warum gehen die Leute zum Fußball?“ Das wurde der Bundestrainer Sepp Herberger (1897–1977) einmal gefragt. Seine Antwort: „Weil sie nicht wissen, wie’s ausgeht.“ Sepp Herberger war nicht nur Trainer und Nationalheld – er wurde mit Deutschland 1954 überraschend Weltmeister –, sondern auch ein bedeutender Philosoph. Seine Weisheiten sagen in wenigen Worten fast alles – über den Fußball, aber auch über das Leben.

Denn Fußball ist nichts anderes als das Leben im Kleinen. Zwischen zwei Toren gibt es Tragödien, Wunder, Alltag, und Legenden, die sich tief ins kollektive Gedächtnis eingegraben haben: So wie das Wembley-Tor 1966 (das 3:2 für England, das nicht hätte zählen dürfen), die „Hand Gottes“ (Handspiel von Diego Maradona 1986) oder das 2:1 des Tabellenletzten FC St. Pauli gegen Bayern München, die seinerzeit (2002) weltbeste Mannschaft.

David besiegt Goliath – eine biblische Szene. Wie im Leben zählt im Fußball das Können, der Einsatz, der Teamgeist, aber auch das Glück. „Der Ball ist rund“, so sagte es Sepp Herberger. Und: „Ein Spiel dauert 90 Minuten“. Das bedeutet: Nichts ist verloren, nichts gewonnen, bevor der Schlusspfiff ertönt ist. Und dann? „Nach dem Spiel ist vor dem Spiel“, mahnte Herberger seine Männer.

Es gibt keinen Grund, sich auf den eigenen Lorbeeren auszuruhen – oder seine Fähigkeiten zu überschätzen. Denn: „Der schnellste Spieler ist der Ball.“ Man weiß nicht, wie das alles ausgeht. Deshalb ist auch der EM-Austragungsort Hamburg in diesen Tagen im Fußballfieber. Im Volkspark, in den Kneipen, vor den Bildschirmen wird gebangt, gejubelt, geschimpft – und jede Menge Weisheit zum Besten gegeben. Das Problem dabei: Selbst die ganz großen Wahrheiten – beim Fußball und im Leben – bringen keinen Menschen weiter. Auch dazu gibt es den passenden Fußball-spruch – diesmal nicht von Herberger, sondern aus dem Munde des Dortmunder Stürmers Adi Preißler: „Grau is’ im Leben alle Theorie. Entscheidend is’ auf’m Platz.“

Ausgesucht

Zum Anhören: Podcast rund um das Thema Segen

„Stadt Land Segen“ ist ein Podcast des Erzbistums Hamburg. Er will Mut machen, sich für das Gute zu engagieren. Segen ist, wenn das Gute eine Chance bekommt, dass es wachsen kann. Segen gibt es in der Stadt und auf dem Land. Mira Enders und Gerrit Spallek sind in Norddeutschland unterwegs. Sie sprechen mit Menschen, die ein Segen sind. In den bisher erschienenen fünf Folgen geht es zum Beispiel um die Frage „Was mache ich, wenn meine Nachbarn rechts sind?“ oder darum, wie man obdachlosen Menschen mit Respekt begegnet.

Der Podcast ist zu finden auf www.stadtlandsegende.de

Entdeckt

Zum Zuhören: Diskussion zur Fußball-EM mit Bundesligaschiedsrichter

Unter dem Motto „International, katholisch und bunt“ hat die Hamburger City-Pfarr St. Ansgar für den 28. Juni um 20 Uhr ein kleines Begleitprogramm zur Fußball-Europameisterschaft zusammengestellt. So sprechen der Bundesligaschiedsrichter Patrick Ittrich (Foto) und der Journalist Oliver Wurm am 28. Juni um 20 Uhr in St. Joseph, Große Freiheit 43, darüber, wie „wert-voll“ Fußball ist. Der Eintritt ist frei.



Empfohlen

Zum Erinnern: Gedenkveranstaltungen zur „Operation Gomorrha“

Im Hamburger Feuersturm brannten 1943 große Teile der Hamburger Altstadt nieder. Zum Jahrestag erinnert am 24. Juli in der Hauptkirche St. Katharinen (Katharinenkirchhof) um 19 Uhr der Kulturabend „Stories In The End“ an die Ereignisse der „Operation Gomorrha“. In Filmdokumenten erzählen Zeitzeugen wie Wolf Biermann (Foto) ihre bewegenden Geschichten. Schauspieler Rolf Nagel liest biografische Notizen. Musikalisch begegnen sich Trompete und Jazzgitarre, das Kammerorchester „Sinn-Phonietta“, der Harvestehuder Kammerchor sowie eigens zum Filmdokument komponierte Musik. Tickets: 28,50 €/erm. 14,20 € u. a. bei reservix.



Eine weitere Gedenkveranstaltung zur „Operation Gomorrha“ ist am 25. Juli um 19 Uhr im Museum des Mahnmals St. Nikolai (Willy-Brandt-Str. 60) zu erleben. Es lesen u. a. Lichtkünstler Michael Batz und Schauspieler Mignon Remé aus Briefen der Familie Remé. Der Eintritt ist frei.

ROLAND MAGUNIA / ANDREAS LABILE / CHRISTIAN GRASSE / OLAF PUSCHKÄNER



Gesehen

Zum Hingehen: Niendorfer Kirche organisiert Tanzparty

Unter dem Motto „Niendorf tanzt!“ feiert die Ev.-Luth. Kirchengemeinde Niendorf am 22. Juni Niendorfs größte Tanzparty. Open air und im Festzelt hinter der Kirche am Markt (Niendorfer Marktplatz 3a) startet ab 16 Uhr bis spät in die Nacht ein Sommerevent für alle Generationen. Bei Getränken und Snacks und gemeinsam mit der Tanzschule Heiko Stender, den DJs von „The Village“ und einem Programm der Gemeindejugend wird Tanzbegeisterung geweckt. Am 23. Juni wird weitergefeiert mit einem Schlagergottesdienst um 19 Uhr in der Kirche am Markt und Public Viewing im Anschluss auf der Wiese hinter der Kirche. Bei Gegrilltem und Getränken wird das letzte Vorrundenspiel der deutschen Fußball-Nationalmannschaft (21 Uhr) gegen die Schweiz angeschaut.

Der Eintritt zu allen Veranstaltungen am Partywochenende ist kostenfrei.

Weitere Veranstaltungen finden Sie unter:
www.erzbistum-hamburg.de und
www.kirche-hamburg.de



Ökumenische Kleider-Vielfalt im St.-Marien-Dom: Pastorin Elisabeth Kühn trägt einen Preußischen Talar mit Frauenkragen, Pfarrer Thorsten Weber das Gewand des Domkapitulars, Pastor Thomas Lienau-Becker hat das Hamburger Ornat mit Halskrause an, Pastor Peter Sorie Mansaray kommt mit weißer Albe und Stola, Pastorin Dorothea Frauböse ganz klassisch im Talar mit Beffchen, Prädikant Christian Goßler trägt einen Prädikanten-Talar (v. l.). MARCELO HERNANDEZ/FUNKE FOTO SERVICES

So kleiden sich Hamburgs Geistliche

Talar, Albe, Stola und Halskrause – welche Unterschiede es bei den liturgischen Gewändern gibt

Ann-Kathrin Brenke

Beim Skat gewonnen, in der Sakristei gefunden oder feierlich vererbt. Es gibt die verrücktesten Geschichten, wie Geistliche zu ihrer Amtskleidung kamen. Und es gibt die unterschiedlichsten Arten liturgischer Kleidung mit viel Geschichte und Geschichten, mit offensichtlichen Unterschieden und kleinen, feinen Nuancen.

Bei uns im Norden ist vor allem der Preußische Talar der evangelischen Kirche verbreitet. Er wurde unter Friedrich Wilhelm III. als einheitliche Amtskleidung eingeführt im Zuge einer allgemeinen Uniformierung der preußischen Staatsbeamten. Die Kultussektion des Innenministeriums beantragte 1811 als neue Amtskleidung „eine Robe mit weiten Ärmeln“ nach französischem Vorbild mit dem Ziel, „der gottesdienstlichen Handlung auch im äußeren mehr Feierlichkeit und Gewicht zu verschaffen“. Ursprünglich als ständige Amtstracht gedacht, setzt sich der Preußische Talar mit regionalen Variationen als liturgisches Gewand in ganz Deutschland durch.

„Das Kleidungsstück hilft mir, die Rolle der Liturgin und Predigerin gut auszufüllen“ erzählt Dorothea Frauböse, Pastorin in St. Georg-Borgfelde. Er helfe, nicht aus der Rolle zu fallen, wenn man selbst beispielsweise bei Trauerfällen emotional berührt ist. Er ist Schutz und zugleich eine Erleichterung, ergänzt ihre Kollegin Pastorin Elisabeth Kühn, „weil ich nicht jedes Mal überlegen muss, was ich zu welchem Anlass anziehe“.

Zum Preußischen Talar gehört das weiße Beffchen, ein rechteckiger Stoffstreifen am Hals. Auch für Dorothea Frauböse gehört das Beffchen zum Talar in der Nordkirche einfach dazu. Es ist nicht nur modi-

sches Detail, sondern auch eine Bekenntnisfrage. Reformierte Geistliche tragen eine geschlossene, rechteckige Form des Beffchens. Zum Talar in unierten Kirchen ist es bis zur Hälfte geöffnet. Im lutherischen Hamburg trägt man hochgeschlitzt.

Ursprünglich war das Beffchen ein Bartschoner. Die teure Amtskleidung sollte keinen Schaden nehmen, wenn die Herren ihre gepuderten Bärte auf dem Talar ablegten. Seit 65 Jahren sind auch Frauen in der evangelischen Kirche im Pfarramt. „Einen Bartschutz brauche ich nicht“, sagt Elisabeth Kühn, für die der Damenkragen die schönere Alternative ist.

Das Kleidungsstück hilft mir, die Rolle der Liturgin und Predigerin gut anzunehmen und auszufüllen.

Dorothea Frauböse

Pastorin in St. Georg-Borgfelde

Die meisten Talare sind maßgeschneidert, und trotzdem muss man in sie hineinwachsen. „Ich erinnere mich gut daran, wie wir in der Ausbildung in Talaren getanzt haben, damit wir ‚eins‘ mit ihm werden“, erzählt Dorothea Frauböse. Neben dem Preußischen Talar wird in der Hansestadt auch das Hamburger Ornat getragen. Ein Zweiteiler, der nur in Gemeinden im ehemaligen Althamburg getragen wird und mit Variationen in den Hansestädten Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund. Das Untergewand ist eng geschnitten. Sei-

ne 17 Knöpfe symbolisieren die zehn Gebote und die sieben Bitten des Vaterunser. Das Obergewand zierte ein aufwendig gearbeiteter Bortenbesatz. Zum Ornat gehört die Halskrause, auch Mühlsteinkragen genannt. Für Pastor Thomas Lienau-Becker war das Ornat ein zusätzliches „Sahnehäubchen“ als er nach Hamburg kam. Der ehemalige Kieler Propst ist Pastor in der Aids-Seelsorge in St. Georg und trägt das Ornat mit Begeisterung.

Sehr viel aufwendiger kleiden sich Geistliche in der katholischen Kirche. Pfarrer Thorsten Weber vom St.-Marien-Dom trägt als Domkapitular ein vierteiliges Gewand. Es besteht aus einem Untergewand – eine violette Soutane mit 33 Knöpfen, die für die Lebensjahre Jesu stehen. Darum wird das Zingulum, eine Art Schärpe mit Fransen, gebunden. Dann folgt der Chor-Rock, das Übergewand mit den plissierten Falten, darüber dann die Mozzetta, der ebenfalls zu knöpfende Schulter-Umhang. Den Abschluss bildet das Pektorale, das Brustkreuz der Domkapitulare mit dem Bistumswappen. „Da brauche ich schon zehn Minuten, bis alles sitzt“, sagt Thorsten Weber.

Auch Laien tragen liturgische Gewänder. So gibt es in der evangelischen Kirche einen speziellen Talar für Prädikantinnen und Prädikanten, die nach dreijähriger Ausbildung ehrenamtlich in ihren Gemeinden Gottesdienste und Abendmahl feiern. Im Gegensatz zum hochgeschlossenen Talar ist der Prädikanten-Talar mit einem V-Ausschnitt versehen und wird mit einem weißen Oberhemd oder einer Bluse getragen. Christian Goßler freut sich über „das feine Schwarze“, wie er seinen Talar nennt, den er erstmals zu seiner Einführung als Prädikant in der Hl. Dreieinigkeitskirche in St. Georg trug. Wenn er ihn

im Gottesdienst trägt, ist für ihn klar: „Es geht nicht um mich, sondern um die Feier des nahen Gottesreichs.“

Zunehmender Beliebtheit erfreut sich die weiße Albe, die auch Laien bei liturgischen Diensten tragen können. An evangelischen Pastorinnen und Pastoren sieht man die Albe in Ottensen oder Norderstedt, in mancher Hauptkirche und im Afrikanischen Zentrum Borgfelde. Zur Albe wird eine Stola getragen, ein langer schmaler Stoffstreifen, der bunt und aufwendig gewebt ist. Albe und Stola setzen gegenüber dem Schwarz des Talars einen farbenfrohen Akzent.

Pastor Peter Sorie Mansaray vom Afrikanischen Zentrum Borgfelde trägt ausschließlich Albe im Gottesdienst. Sie ist für ihn Zeichen seines Dienstes. Nicht als Ausdruck von Würde und Pfarrherrlichkeit, sondern als ein Symbol dafür, dass der Mensch im Grunde unwürdig ist, Gott zu dienen. „Gott über alles“, das steht auch auf seiner bunten Stola, die er über der Albe trägt. Es sind aufgestickte religiöse Zeichen in der Akan-Sprache, die vor allem in Ghana gesprochen wird. Peter Sorie Mansaray hat Stolen mit unterschiedlichen Bedeutungen, die er wechselnd und je nach Anlass zur Albe trägt.

Die Stola ist ein Allrounder. Sie wird – wie die Albe – in allen Konfessionen getragen und zu den verschiedensten Anlässen. Auch Pfarrer Thorsten Weber besitzt verschiedene Stolen. Er trägt sie „als priesterliches Würdezeichen“ über der Albe, wenn er die Heilige Messe zelebriert – und eine mit bestickten Blumen zu Taufen.

Bisweilen gerät die Kleiderordnung in Unordnung. So werden vor allem zu Taufgottesdiensten gern bunte Stolen über den Preußischen Talar gelegt. Gewandhistorisch ungehörig, aber mit Freude getragen.